nal- und Organisationsentwicklung. Mit der Publikation sollen „Hintergrundinformationen und gesicherte Ergebnisse in konzentrierter Form“ (S. 5) aus den Projekten für den Forschungstransfer zur Verfügung gestellt werden. Dabei wird das Thema in einer beachtlichen Breite angegangen: Die Situation älterer Arbeitnehmer/innen auf dem Arbeitsmarkt und in Unternehmen wird ebenso angesprochen wie Konzepte des Wissensmanagements zwischen jüngeren und älteren Beschäftigten, typische individuelle und betriebliche Barrieren bei der Weiterbildung Älterer und curriculare sowie didaktische Ansätze für altersgerechte berufliche Weiterbildung.
Damit liefern die Beiträge für die Gestaltung von Weiterbildung, Personal- und Organisationsentwicklung mit älteren Beschäftigten sowohl konzeptionelle Anregungen wie auch Argumente für deren Durchsetzung – beides nach wie vor aktuelle und in der Praxis nicht befriedigend gelöste Aufgaben. Denn trotz der eindrücklichen Forschungs- und Entwicklungsergebnisse, die unter anderem aus den Modellversuchen und Förderprogrammen des Bundesinstituts für Berufsbildung und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung hervorgegangen sind, ist die Umsetzung von altersgerechter Personalpolitik in Unternehmen eher die Ausnahme.
Bedauerlicherweise werden aber in den Beiträgen die Erfahrungen mit der Implementation von Konzepten nicht systematisch thematisiert, wie überhaupt Informationen über das Vorgehen und die empirischen Ergebnisse der Modellvorhaben weitgehend ausgeklammert bleiben. So wird die von der Herausgeberin angekündigte Ausrichtung des Sammelbandes, „unter Forschungs- und Gestaltungsaspekten – aus eigener Erfahrung wesentliche Dimensionen generationenorientierter Konzepte [zu] reflektieren“ (S. 5), leider nur zum Teil eingelöst.

Carola Iller

Barbara Schmenk
Geschlechtsspezifisches Fremdsprachenlernen? Zur Konstruktion von geschlechtstypischen Lerner- und Lernbildern in der Fremdsprachenforschung.
(Stauffenburg-Verlag) Tübingen 2002, 286 Seiten, 43.30 Euro

Mit dem Einläuten des „Jahrhunderts des Gehirns“ sind die Hoffnungen gestiegen, die Neurowissenschaften könnten endlich die handfesten und eindeutigen Antworten auf offene Fragen des Lernens geben, z. B. auf die, ob und warum Frauen besser Sprachen lernen als Männer. Letzteres ist verbreitete Annahme; die Alltagserfahrung in der Erwachsenenbildung bestätigt es uns auf das Schönste: Wesentlich mehr Frauen als Männer lernen Sprachen; auch gibt es wesentlich mehr weibliche Unterrichtende im Sprachenbereich. Flugs ist auch eine Reihe von Hypothesen zur Hand, die dies erklären können. Da ist die Rede von „Gehirngeschlecht“ und der Spezialisierung der Gehirnhälften, wobei die „weibliche“, rechte, ganzheitliche, emotionale für die Überlegenheit der Frauen sorgt. Die Naturwissenschaftlichkeit (und damit Objektivität) der zuständigen Wissenschaft scheint die Richtigkeit der Theorie über alle Zweifel zu heben – Zweifel, die bei empirischen Studien alleine schon dann entstehen müssen, wenn diese doch arg widersprüchlich ausfallen: Im ersten Teil ihrer Metastudie stellt B. Schmenk Untersuchungen, welche die weibliche Überlegenheit postulieren, solchen gegenüber, die die männlichen Sprachenlerner im Vorteil sehen.
Doch auch nach der Analyse der neurowissenschaftlichen Ergebnisse stellt sie fest: „Es bedarf kaum neurowissenschaftlichen Expertentums, um die Diskrepanz zu erkennen, die zwischen der ... Komplexität und Differenziertheit des menschlichen Gehirns sowohl in seiner strukturellen Beschaffenheit als auch in seinen funktionalen Verarbeitungsprozessen einerseits und der Darstellung von Hirnstrukturen und -funktionen andererseits liegt, die die zitierten Fremdsprachenforscher vom „Hirngeschlecht“ zeichnen. Schon einleitend ist hier außerdem festzuhalten, dass nach dem gegenwärtigen Forschungsstand kausale Zusammenhänge zwischen Geschlecht, Gehirn und Fremdsprachenlernen nicht nachzuweisen sind und eher unmöglich scheinen“ (S. 163).

Und so geht es weiter mit allen geschlechtsspezifischen Faktorenbeziehungen, ob es sich um Motivation und Einstellung, kognitive Stile und Lernstrategien oder um die Interaktion im Fremdsprachenunterricht handelt.
Wenn durchweg (fast) alles, was bisher zu diesem Thema als wissenschaftliche Erkenntnis zu Tage gefördert wurde, falsch ist, dann erheben sich sofort zwei (misstrauische) Fragen:

- Wie können so viele Wissenschaftler/innen Falsches oder Irrelevantes produzieren?

und wichtiger noch:

- Wie müssen Untersuchungen aussehen, die valide Resultate zeitigen, bzw. welche Fragen müssen der „Wirklichkeit" gestellt werden, damit sie überhaupt eine Chance hat, darauf antworten zu können?

Die Antwort auf die erste Frage fällt nach der Autorin recht einfach aus. Die meisten Studien gehen von einem unhinterfragten Begriff „Geschlecht" aus, der letztlich aus dem Alltagsverständnis stammt. Die strikte Bipolarität dieses Konzepts ist es, welche die inkonsistenten und widersprüchlichen Ergebnisse zeitigt. Diese Bipolarität wird als Wirklichkeit gesetzt und erzeugt in der Folge je nach dem speziellen Kontext, in den sie gesetzt wurde, unterschiedliche, wenn nicht sogar beliebige (denn die Kontextvarianz ist sehr groß) Ergebnisse. Es handelt sich um den klassischen Fall, in dem man das als Ergebnis erhält, was vorher hineingesteckt wurde. Oder: „Die vorherrschenden Trends in den Äußerungen zum Geschlechtsbegriff in der Fremdsprachenforschung" erweisen sich in diesem Licht als unreflektierte Praxis der Bestätigung des Immergleichen" (S. 257). Da ist es auch kein großer Fortschritt oder Unterschied, wenn man statt des biologischen Sexus-Konzepts den sozial konstruierten des Gender nimmt, soweit es sich bei letzterem um eine invariante Attributzuweisung handelt (von allem, was weiblich ist), denn dies läuft ebenso auf einen Zirkelschluss hinaus.
Die zweite Frage, was der richtige (Forschungs-)Weg ist, geht die Autorin mit einem Rückgriff auf Michel Foucault und einer „archäologischen" Arbeitsweise an:
„Die Metaphern der „Freilegung" und „Archäologie" auch im Fall meiner Untersuchung von Publikationen zur Geschlechterdifferenz beim Fremdsprachelernen implizieren eine Herangehensweise, die die vorgefundenen Strukturen von Aussagen und Argumentationen in Publikationen zur Geschlechterdifferenz beim Fremdsprachenlernen so freizulegen vermag, dass Konzeptionen von „Geschlecht" als verwoben in bestimmten Konstellationen von weiteren Aussagen identifizierbar werden (S. 126). Geschlecht wird mithin nicht als konstante, isolierte, bipolare Größe aufgefasst; vielmehr hat „'Geschlecht' ... keine Bedeutung an sich. Keine Implikation für ein Forschungsdesign oder für Erkenntnisinteresse kann aus dem Begriff 'Geschlecht' abgeleitet werden" (S. 264).
Es handelt bei „Geschlecht" um Zuschreibungen, die je nach zeitlichem und kulturellem Kontext unterschiedlich sein können. Im Übrigen gibt es „Diskrepanzen zwischen der Zuschreibung von Geschlechterbildern einerseits und dem eigenen Verhalten oder Eigenschaften andererseits. Insofern können diejenigen Beschreibungen, mit denen einzelne sich jeweils als geschlechtlich attributieren, nicht automatisch als ihre (je individuelle) Gefühls- und Handlungspraxis gewertet werden" (S. 268). In der Fußnote auf derselben Seite, in der sie C. Schwerdtfeger zitiert, findet man das erlösende: „Hier wird davon ausgegangen, dass das Lernen (von Sprachen) ein sehr persönlicher Vorgang ist, der sich nicht in abstrakte verallgemeinerbare Formeln über Sprachenlernen verwandeln kann." Woraus man schließen kann, dass ein solch komplexer Vorgang wie das Sprachenlernen nicht nach dichotomen Gruppenzuweisungen klassifiziert werden kann (wovon es noch mehr gibt: alte Lerner versus junge z. B. (s. dazu Berndt 2003: Sprachenlernen im Alter).
Am Ende des Buches finden sich zwei Beispiele, in welcher Weise die Kategorie „Geschlecht" für die Erforschung des Fremdsprachenlernens fruchtbar werden kann:

- Historisch-politische Betrachtungen des Bereichs „Geschlecht und Fremdsprachenlernen" ...
- Die alltägliche Reproduktion von Vorstellungen geschlechtsspezifischen Fremdsprachenlernens und deren mögliche Implikationen für die Praxis ... (S. 265).

Bei diesen Beispielen springt die Anwendungsrelevanz, der eine Disziplin mit einem letztlich praktischen Ziel (der Verbesserung des Fremdsprachenlernens, -unterrichts) verpflichtet ist, nicht sofort ins Auge. Mag sein, dass es sich einfach um eine Formulierungsfrage handelt. Deshalb zum Abschluss eine Bemerkung zum Stil des Buches.

Man könnte bei soviel Forschungsrelevanz und -referenz befürchten, dass es sich um eine knochentrockene Meta-Arbeit handelt. Es handelt sich aber im Gegenteil um eine in großen Teilen sehr vergnüglich zu lesende Darstellung; schon die Voranstellung eines Zitats von Robert Gernhardt zeigt, welchem Geiste die Autorin sich verpflichtet fühlt: dem der Neuen Frankfurter Schule. Diese hat dem geistigen Schwurbel und Schwiemel den Kampf erklärt und sich den Idealen der Aufklärung verpflichtet, wozu ja auch die Unabhängigkeit, Unparteilichkeit, Klarheit und Ehrlichkeit von Wissenschaft gehört.
Allerdings ist *vergnüglich* zu lesen nicht gleichzusetzen mit *einfach* zu lesen. Wenn die Autorin akribisch den Argumentationsläufen der Empiriker und Theoriebildner nachgeht, logische Brüche, Kurzschlüsse und unausgesprochene/nicht offen gelegte Annahmen aufspürt, kann es ziemlich vertrackt werden, und manchmal fragt man sich, ob es für den jeweiligen Gedankengang notwendig ist, so viele Propositionen in einen Satz zu packen.

Gerhard von der Handt

Erich Staudt (†) u. a.
Kompetenzentwicklung und Innovation.
Die Rolle der Kompetenz bei Organisations-, Unternehmens- und Regionalentwicklung.
(Studien zur beruflichen Weiterbildung im Transformationsprozess)
(Waxmann Verlag) Münster 2002, 494 Seiten, 29.90 Euro

Der Band versammelt acht Beiträge, die aus dem „Institut für angewandte Innovationsforschung" an der Ruhr-Universität Bochum stammen. Der kürzlich verstorbene Erich Staudt, langjähriger Institutsleiter, gilt als einer der Väter des eingeleiteten „Paradigmenwechsel(s) von der Weiterbildung zur Kompetenzentwicklung" (Vorwort, S. 5). Sein bekannt gewordener Aufsatz, der zusammen mit Bernd Kriegesmann im Jahre 1999 verfasst wurde, ist hier wieder abgedruckt (S. 71-125). Zentrales Thema der acht Autorinnen und Autoren bildet die Innovationsproblematik aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht und der „Zusammenhang von Kompetenz, Kompetenzentwicklung und Innovation", so der einleitende Beitrag, ebenfalls von Erich Staudt und Bernd Kriegesmann verfasst (S. 15-70). Im Vordergrund des Erkenntnisinteresses steht die Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit von Wirtschaft und Unternehmen angesichts von Globalisierung. Dabei geht es den Verfassern nicht allein um die „Entwicklung der individuellen Handlungsfähigkeit" (S. 375), so ein erwachsenenpädagogisch hoch interessanter Beitrag von Heidi Stephan, die sich mit vorwiegend außerunterrichtlichen Lerntheorien „zur Klärung der Entwicklung von Handlungsfähigkeit" (S. 379) auseinander setzt. Darüber hinaus interessiert das Problem der Kompetenzentwicklung aus einer transpersonalen Sicht. Dazu diskutiert man die Ergebnisse aus Forschungs- und Entwicklungsprojekten, die sich mit Fragen der lernenden Organisation, der Personalentwicklung, des Wissensmanagements und der „Bewertung von Kompetenz und Kompetenzentwicklung", so der abschließende Beitrag von Andreas J. Meier (S. 437-491), beschäftigen.

Rainer Brödel

Gerald A. Straka (Hrsg.)
Zertifizierung non-formell und informell erworbener beruflicher Kompetenzen
(Waxmann Verlag) Münster 2003, 260 Seiten, 29.90 Euro

Der von Gerald Straka herausgegebene Reader dokumentiert die Ergebnisse der Fachtagung „Erfassen, Beurteilen und Zertifizieren non-formell und informell erworbener beruflicher Kompetenzen", die im Jahre 2002 stattgefunden hat. Einbezogen sind die Schriftfassungen der Referate und zusätzlich eingeholte Expertisen. Insgesamt sind 20 Beiträge abgedruckt.
Die Beiträge sind gruppiert nach vier Themenfeldern: politische, theoretische und methodologische Überlegungen/empirische Befunde/Erfahrungen aus anderen Ländern/Konzepte aus der Praxis. Die thematische Zuordnung ist nicht immer ganz nachzuvollziehen, weil häufig zwei oder drei Aspekte zugleich berührt sind. So verweisen z. B. einige praxisbezogene oder methodisch ausgerichtete Aufsätze durchaus auch auf empirische Ergebnisse.
Im ersten Themenblock werden deutsche und britische Verfahren zur Diagnostik und Anerkennung informell erworbener Kompetenzen vorgestellt und theoretisch untermauert. Von